

# Sagen- und Mythen-Wanderweg 1

## Ballenstedt-Gernrode-Selketal – Ballenstedt – ca. 25 Kilometer

Die Sagenwanderung 1 nimmt ihren Anfang am Schloss Ballenstedt. Das alt-ehrwürdigen Schloss der Askanier, das einstmalig ein Kloster war, erzählt uns deren Geschichte in der Sage (1) vom Schimmelreiter. Der Weg führt uns dann durch den Schlosspark, vorbei an der alten Schlossmühle, die heute Künstleratelier ist. Rechts führt der Weg, der zugleich Europaradweg und mit einem blauen Kreis gekennzeichnet ist, am Harzrand entlang nach Gernrode.



Nördlich können wir die Gegensteine erkennen, die den letzten Ausläufer der Teufelsmauer darstellen. Von dieser Gesteinsformation erzählt uns die Sage (2) von den Gegensteinen.

Vorbei an der Roseburg, die auch nördlich liegt und der Gemeinde Rieder, führt der Weg zum Osterteich

nach Gernrode. Kurz vor dem Osterteich biegt der Weg, der aber erst später genommen wird, in den Ostergrund zum Heiligen Teich.



Zuvor sollte aber nach die über 1000jährige St.



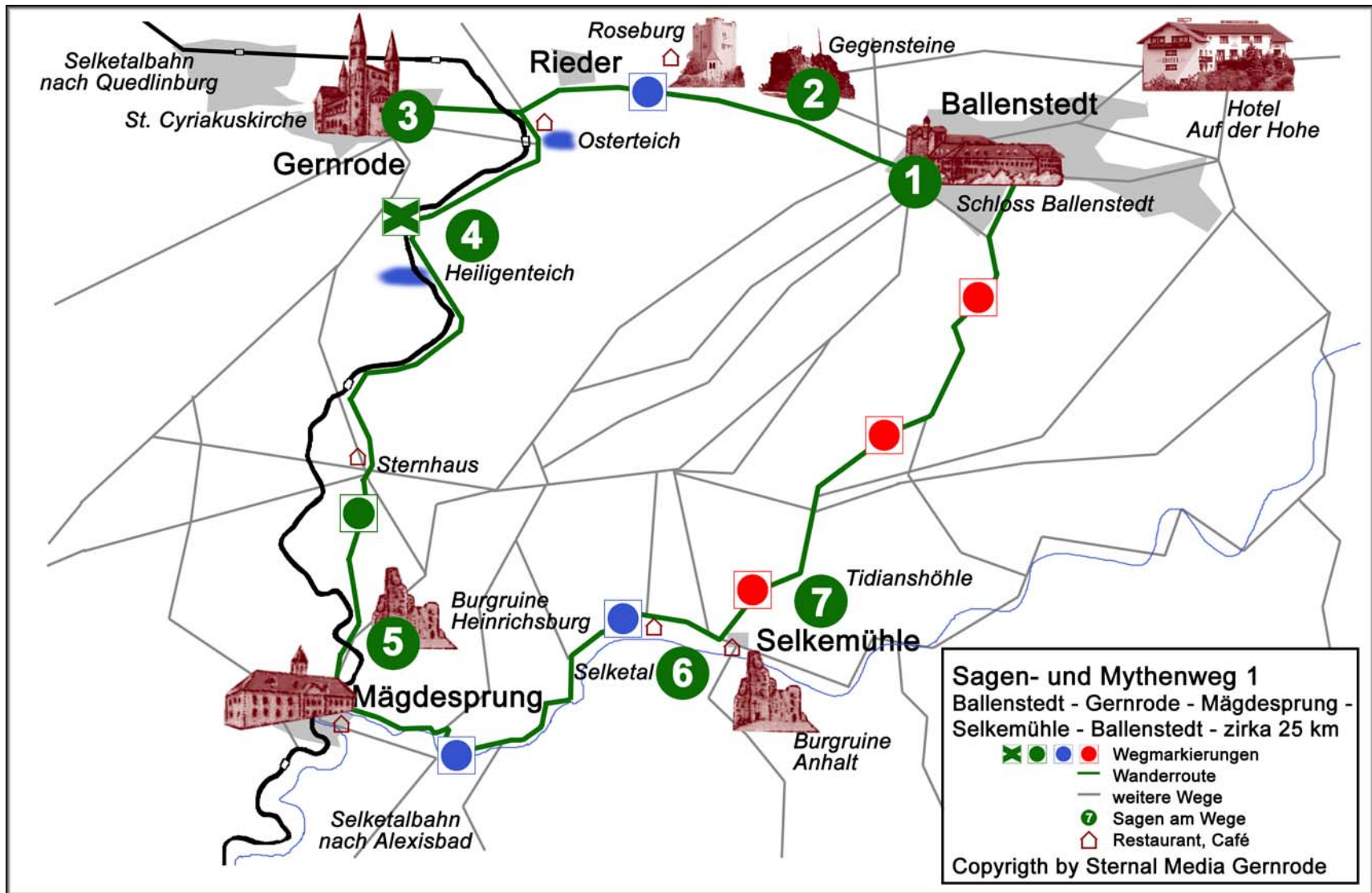
Cyriakuskirche besucht werden. Die erzählt uns in Sage (3) von einem grausigen Ereignis zu Zeiten Kaiser Otto I.

Wenn wir den mit einem blauen Balkenkreuz versehenen Weg dann weiter in den

Ostergrund folgen, gelangen wir zum Heiligen Teich, der uns auch von einer 1000 Jahre alten Sage (4) berichtet. So gelangen wir, immer die Selketalbahn in Sichtweite zum Sternhaus. Von Dort führt ein mit einem grünen Kreis gekennzeichnete Weg nach Mägdesprung. Über dem Weg liegt die Ruine der Heinrichsburg, die und in Sage (5) einen Teil ihrer Geschichte erzählt.



In Mägdesprung angekommen nehmen wir den Weg ins wildromantische Selketal. Hier berichten uns Hinweisschilder vom einstigen Bergbau. Irgendwo hier, unterhalb der Burg Falkenstein, muss auch die Wunderblume gewachsen sein, von der uns die Sage (6) berichtet. An der Selkemühle angekommen, die zu einer ausgiebigen Rast einlädt, führt der Radweg E11, der als Wanderweg mit einem roten Kreis gekennzeichnet ist, zurück nach Ballenstedt. Es ist die Tidianshöhe, an der wir jetzt vorbei schreiten und die unermessliche Goldschätze beherbergen soll, wovon die Sage (7) „Das Gold der Tidianshöhle“ berichtet.



Selketalbahn nach Quedlinburg

St. Cyriakuskirche

Gernrode

Rieder

Roseburg

Osterteich

Gegensteine

Ballenstedt

Hotel Auf der Hohe

Schloss Ballenstedt

Heiligenteich

Sternhaus

Burgruine Heinrichsburg

Mägdesprung

Selketal

Selkemühle

Burgruine Anhalt

Tidienshöhle

Selketalbahn nach Alexisbad



# 1

## Der Schimmelreiter von Ballenstedt

Still ist die Nacht. Aber ob sie auch verschwiegen ist? Nein, sie plaudert alles aus, früher oder später bringt sie alles zu Tage. Da war es einmal einem Wachtmeister auf dem Oberhof zu Ballenstedt ganz seltsam ergangen.

Er hatte seinen Schimmel versorgt, ihn in den Stall gebracht und diesen verschlossen. Dann war er müde zu Bett gegangen. Plötzlich wachte er auf, mitten in der Nacht, vom Turm her schallten 12 Schläge. Was nichts Besonderes war, aber er hörte auch Rasseln, Rufe, Türschlagen und Pferdegetrappel. Schnell sprang er auf, ans Fenster, um nachzusehen was da los war. Was er sah, hätte er nicht geglaubt, hätte er es nicht mit eigenen Augen gesehen. Doch schon sein seliger Vater, der auch Ballenstedter war, hatte ihm von diesem seltsamen Ereignis folgendes erzählt: Es war einmal ein Edelmann, der liebte Pferde über alles. Er wollte nicht lernen und was er lernen musste, vergaß er schnell wieder. Er dachte nur an Pferde und ans Reiten. Auch sein Vater war so ein verrückter Pferdenarr. Und als der gestorben war, hinterließ er seinem Sohn nur Schulden. Was sollte der arme Edelmann machen? Sollte er dienen, oder arbeiten? Aber er konnte ja nichts außer mit Pferden umgehen und ein Pferd hatte er auch nicht. So entschloss er sich, ohne den rechten Glauben, ins Kloster zu gehen. Aber bei allem was er im Kloster tat, dachte er nur ans Reiten. Wenn das Messglöckchen läutete, wenn die anderen Mönche beteten oder Buße leisteten, immer ging ihm das Reiten durch den Kopf. Darüber wurde er alt und grau und sein letztes Stündlein kam. Der fromme Bruder, der ihm den letzten Liebesdienst erwies, hörte von den Lippen des sterbenden Mönches nur den Wunsch reiten zu können. Das war sein letzter Wunsch, der aber unerfüllt blieb! Als man ihn zu Grabe trug, hörten die Mönche mit Entsetzen das Stampfen von Rosshufen und das fortwährende Wiehern eines Pferdes. Von da an war in den Klosterställen nichts mehr wie vorher.

Nachts klapperten die Stalltüren und Pferdegeschirr rasselte. Und jeden Morgen aufs Neue waren alle Pferde in ihren Ställen von ihren Fesseln befreit. Die Zeit verging, das Kloster wurde aufgegeben. Die Ställe beherbergten keine Pferde mehr, stattdessen wurden sie von Knechten und Handwerkern bewohnt. In jener Nacht, als der Wachtmeister aus dem Schlaf gerissen wurde, sah er an der Mauer entlang seinen Schimmel traben. Auf dessen Rücken saß ein großer Mönch, der sehr zornig dreinblickte. Dem Wachmann lief es eiskalt den Rücken runter und er sprang wieder in sein Bett und zog die Bettdecke über seinen Kopf. Als er am Morgen erwachte, lachte er über seinen bösen Traum.

Aber das Lachen verging ihm, als er ans Fenster trat und seinen Schimmel auf dem Hofe stehen sah. Die Stalltür stand weit offen! Als es wieder Abend wurde verrammelte der Wachmeister die Stalltüren und verdoppelte die Ketten. Aber das half wenig, früh stand der Schimmel wieder auf dem Hof und die Stalltür stand offen. Da brachte er sein Pferd in einen weit abgelegenen Stall. Aber in der Nacht polterte, trappelte und rasselte es nur umso schlimmer, so dass alle auf dem Hof erwachten und ihnen Angst und Bange wurde.



Da reichte es dem Wachtmeister, er nahm seinen Schimmel, quittierte den Dienst und zog fort. Sollte doch der Mönch reiten worauf er wollte, nur nicht auf seinem Schimmel. Viel Zeit ist vergangen, der Oberhof ist lange weggerissen, eine Villa steht an seiner Stelle. Und wo der Pferdestall stand, ist nur noch Garten. Aber der Mönch erscheint noch immer und sucht nach Pferden zum Ausreiten. Wohnen möchte man dort wohl nicht!

## Die Gegensteine bei Ballenstedt

Unweit von Ballenstedt ragen zwei Felsen empor, welche die seltsame Bezeichnung „der Stumme und der Laute Gegenstein“ tragen. Jetzt sind sie beide stumm, aber der Gegenstein hat einmal getobt, lauter als ein Mensch es vermag und lauter als man es ertragen könnte. Das war so: In Ballenstedt, das früher ein kleines Dorf war, lebte ein wohlhabender Bauer, der war über alle Maßen geizig und wenn er ein profitables Geschäft witterte, war ihm jedes Mittel recht. An einem schönen Sonntagmorgen wollte er nach Quedlinburg reiten, um dort in die Kirche zu gehen. Noch vor Morgengrauen war er aufgestanden und versorgte Vieh und Hof. Davon war er so müde geworden, dass er auf dem Pferd einschief, statt den schönen Morgen zu genießen. Plötzlich blieb sein Pferd stehen. Der Bauer erwachte, aber alles Hüh und Hott brachte das Tier nicht wieder in Bewegung. Er stieg vom Pferd und nun sah er zu seinem Erstaunen, dass ihm die ganze Gegend fremd war. Nur an den beiden Felsen erriet er, dass er in der Nähe der Gegensteine sein musste. Mit Staunen jedoch bemerkte er an dem Felsen eine Tür. Er ging auf die Tür zu, öffnete diese und sah, dass im Inneren des Felsens eine Treppe abwärts in eine Höhle führte. Unten aber sah der Bauer einen Haufen Gold- und Silbergeld. Links daneben, lag eine silberne Peitsche, rechts saß ein riesiger Hund, der aus feurig - funkelnden Augen wütend zu dem Bauer empor glotzte. „Ach was“, dachte der Bauer, „ich werde mich doch vor dem Hunde nicht fürchten!“.

Er ging hinunter und holte sich den Ranzen voll Geld herauf, schüttete ihn aus und stieg noch einmal hinab. Da knurrte der Hund leise und drohend, aber er ließ den Bauer nehmen so viel er mochte und damit hinauf klettern. Die Geldgier des Mannes war aber so gewaltig, dass er nicht widerstehen konnte, zum dritten Male in die Höhle zu steigen. Diesmal knurrte der Hund lauter und fletschte wütend die Zähne. Den Bauer gruselte es nun doch, denn solch grässlichen Hund hatte er noch nie gesehen. Aber als er oben war, fiel ihm die Peitsche ein. Sie im Stich lassen? Nein, als Pferdenarr konnte er diese Peitsche nicht in der Höhle lassen. Um diese Peitsche müssten ihn alle Leute beneiden, meinte er und stieg wieder herab. Auch die Peitsche ließ ihn der Hund nehmen, als aber der Bauer versuchte, sich noch einmal die Taschen voll Geld zu stopfen, da erhob der Hund ein rasendes Geheul.



Die Felswände erzitterten und riesige Flammen loderten aus des Riesenhundes Rachen und Augen. Dazu bebte der Boden unter den Füßen des Mannes und er hörte ein Poltern, Krachen und Brüllen, dass ihm Hören und Sehen verging. Wieder oben angekommen, wusste er nicht wie ihm geschehen war. Er fand sich am Boden liegend in der Nähe der Gegensteine wieder, neben ihm stand sein Pferd. Es war zu schrecklich gewesen, um das Erlebte für Wahrheit zu halten. Aber die silberne Peitsche, die er in der Hand hielt, belehrte ihn, dass er nicht bloß geträumt hatte. Mühsam stieg er auf sein Pferd und ritt nach Hause. Müde legte er sich zur Ruh, und acht Tage darauf war er tot.

Durch den dichten Wald, über die schier undurchdringlichen Harzberge, kamen Reiter auf stolzen Rossen. Trutzig wilde Gesellen in seltsamer Tracht. Sie erweckten den Anschein, in den Kampf ziehen zu wollen und nicht zum fröhlichen Gastmahl. Gar grimmig schauten sie drein, die Wendenhäuptlinge, die von Markgraf Gero eingeladen waren. „Und ich sage Euch, traut dem Gero nicht“, sprach der alte Haudegen Tugimar. „König Otto hätte längst in unsere Forderungen eingewilligt. Gero ist es, der uns nicht wohl gesonnen ist. Ich erschlug ihm den Bruder in der Schlacht. Ich mag Geros Brot und Wein nicht. Zum letzten Mal sage ich Euch: Lasst uns umkehren!“. Aber alle schimpften auf Tugimar, unterstellten ihm unredliche Absichten. Da wandte der sein Ross, bot einen letzten Gruß und ritt wieder der Lauenburg zu. Aber es wurde weiter gezetert über Tugimar, dessen Bruder auch unter den Häuptlingen war. Der wurde zornig und gelobte jedem, der seinem Bruder Übles nachsagte, bittere Feindschaft. Und er sprach: „Was über und unter der Erde ist, darf auch der Wende fürchten, aber einen Feind von Fleisch und Blut? Nimmermehr!“

Und wie sie so stritten, da waren sie auch schon vor Geros Burg. Die Wenden wurden von Geros Knechten mit heiterem Willkommen empfangen. Burg und Hof leuchteten im festlichen Glanz, Musikanten und Gaukler sorgten für Frohsinn. Den Pferden wurde Wasser und duftendes Heu gereicht und zufrieden betraten die Wendenfürsten den Festsaal. Speisen und Trank waren köstlich und eifrig kreisten die Krüge um die Becher zu füllen. Das Fest wurde immer fröhlicher und lauter. Der eine oder andere sank unter den Tisch, desto lustiger lachten und johlten die anderen, bis einige anfangen, den Aufbruch anzumehmen. Gero hatte kurz zuvor den Saal verlassen. Plötzlich stürzte er, gefolgt von schwerbewaffneten Knechten, in den Festsaal zurück. Erschrocken starrten die Gäste ihnen entgegen, ein kurzes aber entsetzliches Geheul setzte ein. Das Blut der Wenden spritzte an Wand und Decke, im Blute wadeten die Füße der Mörder bis auch der letzte Gast erschlagen war. Die Flüche der sterbenden Wenden hatte Gero nicht verstanden, nur den Namen Tugimar.



Die Sterbeschreie der Wenden begleiteten den Markgrafen auf Schritt und Tritt. Als die Wenden und Slaven von dem schmachvollen Tod ihrer Fürsten erfuhren, zogen sie sich zuerst erschreckt und verbittert zurück. Doch dann verbündeten sie sich mit den Ungarn und überzogen die deutschen Gauen mit Krieg, Zerstörung und Plünderung. Markgraf Geros Sohn fiel in der ersten dieser Schlachten. Und auch sein zweiter Sohn Sigfried starb an den Wunden, die er sich in diesen Kämpfen zugezogen hatte. Geros Knechte nahmen einige Wenden gefangen, darunter auch einen alten, weißbärtigen Fürsten. Der war stolz und lachte über seine Feinde. Und er rief triumphierend: „Ich schlug Siegfried die Wunde, an der er starb. Dreißig Männer erschlugst du, Gero, und damit, dass ich dir Bruder und Söhne nahm, ist erst ein Zehntel deiner Schuld getilgt worden. Czernebog (böse Gottheit der Slaven) wird's dir lohnen. Czernebog wird Dich greifen und zermalmen!“. Aber nicht Czernebog straffte den Markgrafen, sondern dem lieben Gott hatte Geros dreißigfacher Mord nicht gefallen. Er straffte Gero mit Trauer über die getöteten Söhne und den Bruder. Reue über seine Tat ergriff ihn. Er wollte Sühne leisten und stiftete das Kloster Gernrode. Die Witwe seines Sohnes Sigfried wurde erste Äbtissin des Stifts. Diese Ereignisse liegen über 1000 Jahre zurück. Slaven, Wenden, Sachsen, Franken und Thüringer sind verschmolzen, sind heute ein Volk. Doch bei Vollmond soll noch heute Gero aus seinem Grabe aufstehen und den Ort seiner Schandtats besuchen. Und so wird er es wohl tun bis zum jüngsten Tag.

## Der Heilige Teich bei Gernrode

Heute ist dieser Teich, der mitten im dichten Wald liegt, gut zugänglich. Ein Waldweg führt an ihm vorbei und die Selketalbahn fährt an seinem Ufer entlang.

Dies war zu jener Zeit, nach der Gründung des Gernröder Stifts, um das Jahr 963, ganz anders. Kaum Jemand verirrte sich in diese schwerzugängliche Gegend. Damals sprach es sich herum, dass die hohe, vielgeliebte Äbtissin Hathui, diesen Teich als stillen Rückzugsort nutze. Der Teich entwickelte sich zum regionalen Wallfahrtsort, konnte man dort doch die fürstliche Frau mit dem guten Herzen, die den weltlichen Versuchungen entsagt hatte, antreffen. Jeder Kranke fand Trost und Hilfe bei dieser selbstlosen Gottesdienerin und wo sie Elend lindern konnte, da tat sie es.

Eines Tages wurde Hathui krank und musste das Bett hüten. Da trat eine Nonne herein und berichtete ihr von einer schwerkranken Frau, die dem Tode nah sei und sich nach der Äbtissin sehne. Da wurde es der kranken Hathui Bange. Sie dachte daran, wie nötig sie am Bett der Ärmsten wäre, die sündenbeladen durchs Leben gegangen war und nun keine Ruhe fand, trotz Beichte und Abendmahl. Es hielt sie nicht länger im Bett. Sie stand auf, kleidete sich warm an und eilte zur Hütte der Kranken, so schnell es ihre geschwächten Beine hergaben. Mit ihren Gebeten und ihrer unerschütterlichen Zuversicht, gelang es ihr, die Kranke zu trösten und sie auf den bevorstehenden Tod vorzubereiten. Als sie dann gegen Morgen in Hathui's Armen gestorben war, schlich die kranke Äbtissin zurück auf ihr Lager. Fieberschauer schüttelten sie und schwarze Schatten legten sich über ihre Augen. Mit unerschütterlichem Glauben eilte ihre Seele dem Himmel entgegen.



Es war gegen Mittag, die Stunde, in der sie sonst alltäglich zu dem Waldteich gepilgert war, da stürzte ein Blutstrom aus ihrem Mund und bereitete ihrem erfüllten Leben ein Ende. Ihre Seele hatte sich emporgeschwungen zu Gott.

Im tiefen Wald, an Hathui's Lieblingsstätte, dem Teich, weilten indes Arme, Geschundene und Krüppel. Denen hatte sie sonst immer Gaben mitgebracht und ihre Wunden versorgt. An jenem Tag, zu jener Stunde, war alles anders. Mit Staunen sahen die Teichpilgerer, wie sich plötzlich das Wasser blutrot färbte und unheilvoll aufschäumte. Dann wurde es wieder blasser und blasser, leuchtete grün auf, bekam zuletzt seine alte Farbe wieder und war still.

Der Teich wurde von diesem Tag an „Heiliger Teich“ genannt.



## Die Raubnester Heinrichsburg und Erichsburg

Auf diesen beiden Burgen im Gernröder Forst hauste in alten Zeiten gefährliches Raubzeug. Gemeinschaftlich zogen die Besatzungen dieser Burgen auf Raubzüge und mancher Kaufmannswagen sowie mancher Reisende verschwand für immer in dem Einzugsgebiet jener Burgen. Die Grafen von Hohnstein, ein edles Geschlecht mit Sitz im Südharz, waren die Lehensherren dieser beiden Burgen. Ihnen war es Ehre und Bedürfnis zugleich, Armen und Bedrängten Beistand zu leisten. Daher ermahnten sie die Heinrichsburger und die Erichsburger wiederholt, friedliche und unbescholtene Reisende ungeschoren ihrer Wege ziehen zu lassen.



Es sei ihre Lehenspflicht nicht so weiter zu leben, nicht zu rauben und zu morden und damit Schimpf und Schande über Adel und Reich zu bringen, so die Hohnsteiner Grafen. Die verbündeten Raubritter aber scherte die Grafenschelte wenig, im Gegenteil, sie trieben es immer schlimmer. Und auch ihre Lehensschulden wollten sie einfach nicht zahlen. Zu dieser Zeit reiste Graf Arno von Hohnstein zu seiner Hochzeit. Und er führte in seinem Reisetross reiche Geschenke und kostbare Gewänder nebst Schmuck mit.

Verrat lauert überall auf Erden und wo zwölf Menschen zusammen sind, ist bestimmt auch ein Judas dabei. So wurden auch des Grafen Reisepläne verraten und die Raubritter wussten um den kostbaren Hochzeitszug. Wie immer legten sie sich in einen Hinterhalt und beraubten und erschlugen ihren eigenen Lehensherren. Da aber war ihr Maß voll! Die Hohnsteiner stellten einen großen Haufen Ritter und Knechte zusammen, die loszogen um das Raubgesindel zu erschlagen und die beiden Burgen zu schleifen. Das half aber der unglücklichen Braut und dem erschlagenen Grafen wenig. Wenn die Dämmerung naht im Gernröder Forst, traut man sich auch heute noch kaum die Wege unweit von Heinrichsburg und Erichsburg zu gehen. Denn aus Buschwerk und Unterholz hört man bange Seufzer und mitunter raschelt und stampft und röchelt es, als würde gerade einer erschlagen.

## Die Wunderblume im Selketal

Zu jener Zeit, als im Lande das Grafengeschlecht der Falkensteiner herrschte, lebte im Selketal ein Mädchen namens Maria mit ihrem Vater, in einer halb verfallenen Hütte. Beide lebten von dem, was Wald, Wiesen und auch ihre Ziegen hergaben. Maria war ein gutes und fleißiges Mädchen und außerdem von lieblicher Schönheit. Die Grafen und ihre Knechte waren wilde Gesellen, die vor Raub und Plünderung nicht zurück-schreckten. Mit allen Mitteln trieben sie auch vom Volk Steuern ein. Wer nicht zahlen konnte, landete schnell im Schulturm der Burg.

Eines Tages ritt Graf Bodo, der Jüngste der Falkensteiner, durch seine Wälder. Plötzlich erblickte er ein bildschönes Mädchen beim Beeren sammeln. Ihre Anmut ließ in ihm den Entschluss reifen, die fremde Schöne auf seine Burg zu entführen. Aber Maria hatte den Grafen gesehen und wohl im Gefühl, dass der nichts Gutes im Sinn hatte. So schnell sie ihre Füße trugen, rannte sie davon. Aber der Graf konnte ihr folgen und sehen, dass sie in einer kleinen Hütte verschwand.

Am folgenden Tag ritt er zu der Hütte, rief den Hausherrn und befahl ihm seine Tochter zu holen. Der Vater fragte höflich nach den Wünschen des Herrn Grafen. „Ihr habt eure Steuern nicht gezahlt!“ sagte der und lachte dabei höhnisch. „Ihr müsst zahlen, 5 Taler, könnt ihr es nicht, so hole ich eure Tochter auf die Burg. Da kann sie mir dann dienen. Ich komme morgen wieder und hole das Geld oder deine Tochter!“. Sprach's, gab seinem Pferd die Sporen und sprengte davon. Der Vater fluchte ihm hinterher. „Aber woher sollen wir das Geld nehmen?“, fragte er seine Tochter. Maria beruhigte den Vater, sie würde dem Grafen niemals folgen. Sie wolle nun in den Wald gehen, vielleicht fiel ihr dort etwas ein.

Maria lief zu ihrer Lieblingswiese, die am Ende eines großen, schroffen Felsens lag. Traurigen Sinnes ließ sie sich an einem Quell nieder, der an dem Felsen entsprang. Wer sollte ihnen helfen und Geld geben?

Maria saß da, ihre Augen füllten sich mit Tränen und diese tropften auf die Wiese. Eine von den Tränen fiel auf eine große Wiesenblume. Kaum hatte die Träne die Blüte berührt, begann diese in den schönsten Farben zu leuchten. Welch ein Wunder, so etwas Schönes hatte Maria noch nie zuvor gesehen. Instinktiv griff ihre Hand nach der Blume und schon hatte sie die Blüte abgepflückt. Da spürte sie ein Ziehen und Zerren in ihrer Hand und in ihrem Arm. Die Blume wollte ihr einen Weg weisen und sie folgte bereitwillig und schritt direkt auf einen Felsen zu. Dort angekommen, neigte die Blume ihr Köpchen und berührte den Felsen. Und siehe da, er öffnete sich und gab eine mächtige Höhle frei. Das Mädchen war erstarrt vor Schreck, die Blume glitt ihr aus der Hand und fiel zu Boden.



Maria wollte sie wieder aufheben, da sah sie, dass der Boden mit Gold bedeckt war. Schnell nahm sie ihr Tuch von den Schultern und füllte es, nahm die Blume und verließ die Höhle. Nach einigen Schritten drehte sie sich nochmals um, aber der Felsen war wieder geschlossen. Wie im Traum wandelte sie nach Hause.

Wie angekündigt, kam am nächsten Tag der Graf. Der war entschlossen das Mädchen mit sich zu nehmen und sei es mit Gewalt. Aber wie erschrak er, als Maria aus der Hütte trat und ihm das verlangte Geld reichte. Schnell aber hatte er sich gefangen und wurde zornig. Das Geld wollte er nicht, er wollte ja das Mädchen. Mit festem Griff zog er Maria auf sein Pferd. Die hielt ihm die Wunderblume entgegen. Im gleichen Augenblick verwandelte sich die Blüte in einen gleißenden Feuerschwall. Der Graf fasste sich schreiend an die Augen, aber keiner konnte ihm mehr helfen: die Wunderblume hatte ihm das Augenlicht genommen. Das Pferd kannte den Weg und brachte den blinden Grafen zurück zur Burg. Am Zaumzeug hing noch Marias Tuch, darin das ganze Gold. Maria wollte es nicht in der Hütte behalten, sie meinte das Gold bringt Unglück. Die Wunderblume aber pflanzte sie in ihr kleines Gärtchen und hegte und pflegte sie mit viel Liebe, so dass sie jedes Jahr wieder blühte.



## Das Gold der Tidiashöhle

Schon in ganz alten Zeiten, als die Harzbewohner noch den Naturgöttern huldigten und noch nichts aufgeschrieben wurde, sollen Fremde ins Selketal gekommen sein. Man nannte diese unheimlichen Fremden „Venediger“. Jedes Jahr wieder, sollen drei von ihnen gekommen sein. Sie trugen seltsame, aber edle Kleider und holten aus einer Höhle Sand, den sie in Säcke füllten und mit edlen Pferden abtransportierten. Kein Mensch hat sich darum gekümmert, denn man wusste nicht, wofür der Sand gut sein sollte. Und wenn mal einer die Fremden danach fragte, so sagten sie: „Zum leichteren Schmelzen des Eisens brauchen wir den Sand.“ Über viele, viele Jahre ging das so.

Einmal kamen die Venediger wieder, aber die Höhle war mit riesigen Felsstücken verschlossen. Sie konnten nur noch zehn Schritt weit hinein gehen. Und von ihrem Sand fanden sie keine Spur mehr. Sie befragten die Einheimischen, was mit der Höhle passiert wäre und dann erzählten sie den Leuten, dass sie immer reinen Goldsand aus der Höhle geholt hätten und damit sehr reich geworden waren. Sie wollten wissen, was die Höhle verschüttet habe, denn Menschenhände könnten das wohl nicht gewesen sein. Aber die Menschen schenkten den Fremden keinen Glauben.

Trotzdem gab es immer wieder Neugierige, die nach der mysteriösen Höhle suchten, aber wohl keiner fand sie. Eines Tages war einem Hirten Namens Tidian, der im Dienste der Falkensteiner Grafen stand, eine Kuh entlaufen. Tidian kannte seine Herrn und wusste vom Ungemach, das auf ihn zu-kommen würde, wenn er die Kuh nicht wieder fände. Also machte er sich auf die Suche und da er seine Herde auf den Wiesen unterhalb des Aus-berges hütete, begann er seine Suche an den Berg-hängen. Schon bald stieß er auf einen Höhlen-eingang, aus welchem Wasser lief und dessen Boden mit Goldsand bedeckt war. Sogleich ließ er die verlorene Kuh außer Acht, stopfte sich Taschen und Beutel voll und ging nach Hause. Er wollte mit dem Goldsand nach Halberstadt zu einem Gold-schmied gehen. Also machte sich Tidian auf und war am nächsten Morgen in der Bischofsstadt. Der Gold-schmied war sehr angetan von der Güte des Goldes und zahlte reichlich dafür.



Einige Tage später war Tidian wieder in der Höhle, um Goldsand zu holen. Aber er fand nichts mehr. Und so wurde ihm klar, dass Geister und andere böse Mächte ihre Hand im Spiel hatten und das Gold nicht jeden Tag zu finden sein würde. Jeden Tag suchte er nun die Höhle auf, bis er eines Tages, in einer Neumondnacht, wieder Goldsand fand. Da beschloss Tidian, das Gold wieder nach Halberstadt zum Goldschmied zu bringen und dann nicht weiter nach Reichtum streben zu wollen, denn das was er hatte, war für Tidian schon mehr als genügend. Er hatte jetzt genug Geld um seine Liebste, die ihm vorher versagt worden war, zu heiraten und eine Familie gut versorgen zu können.

In diesen Tagen ergab es sich aber, dass der Graf von Falkenstein nach Halberstadt ritt, um beim Goldschmied für seine Braut Hochzeitsschmuck zu erwerben. Der Graf sah den feinen Goldsand liegen und fragte nach dessen Herkunft. Da erzählte ihm der Goldschmied von dem Hirten und der Höhle im Selketal. Der Graf kehrte auf seine Burg zurück und ließ den Hirten rufen. Er befahl ihm, ihn zu dieser Höhle mit dem Goldsand zu führen.

An der Höhle angekommen wusste der Graf nun den Weg und ließ den Hirten ergreifen und blenden. Denn er argwohnte, dass der Hirte auch nochmals zu der Höhle kommen könnte, um Gold zu holen oder auch noch einen anderen Menschen dorthin führen könnte.

In der nächsten Neumondnacht, ritt der Graf allein zur Höhle, denn er traute keinem. Aber da war nichts, außer Morast und Geröll. Und aus dem Dunkel der Höhle erklang eine unheimliche Stimme, die einen furchtbaren Fluch aussprach. Verstört kehrte der Graf auf seine Burg zurück, wo er schon erwartet wurde, denn seine Braut war gerade verstorben. Und auch der Graf verstarb nur wenige Tage nach diesem Ereignis.

Die Höhle, die gegenüber dem Kleinen Hausberg liegt, wurde fortan als verflucht angesehen und Tidianshöhle genannt und der Berg Tidiansberg. Und keiner hat sich jemals wieder in die Höhle getraut, bis heute nicht!